

Zeitschrift: Die : Lesbenzeitschrift
Herausgeber: Die
Band: - (2003)
Heft: 29

Artikel: Letzte Chance : Flucht in die Schweiz
Autor: Gassmann, Verena
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-631570>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 25.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

absolut wichtig. «In diesem Sinne bin ich froh, dass ich ein wenig Macht habe, auch wenn es nicht viel ist. Dies setzt aber ethische Grundsätze in dir voraus.» Jacqueline würde es sehr begrüßen, wenn es eine PartnerInnenschaftsregelung für Lesben und Schwule geben würde. Regelungen für die Sozialversicherungen und das Erbrecht findet sie ein absolutes Muss. Auch sollte ein Paar Kinder adoptieren können, unabhängig von der sexuellen Orientierung. «Meine Partnerin und ich arbeiten zur Zeit einen Konkubinatsvertrag bezüglich Erbschaft aus. Das ist aber wahnsinnig aufwändig und ist auch nur mit kooperativen Eltern möglich. Es stinkt mir, dass ich mit dem BVG zwangssparen muss, mich aber nicht darauf verlassen kann, dass Daniela mal ein Recht auf dieses Geld haben wird. Ich fokussiere mehr auf materielle Ungleichheit. Heiraten wollte ich sowieso nie.»

Katja Schurter

Letzte Chance – Flucht in die Schweiz

19

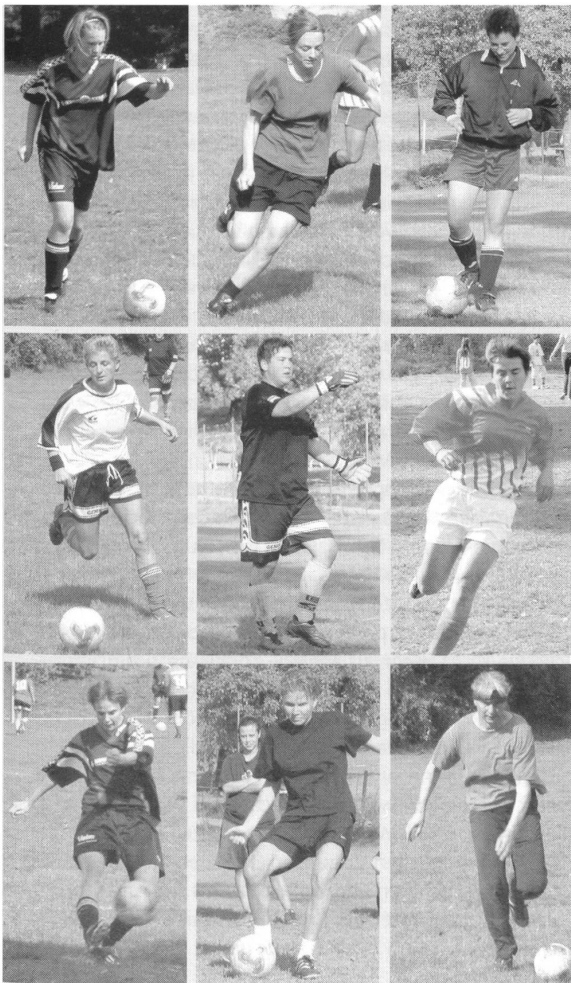
Fatima und Elif* stammen aus einem muslimisch geprägten Land, einer ehemaligen Teilrepublik der Sowjetunion. Als Lesben fühlten sie sich an Leib und Leben bedroht. In die Schweiz zu flüchten, war für sie die letzte Hoffnung.

Fatima ist in Moskau zur Schule gegangen. «Ich war quasi ein Geschenk an einen kinderlosen Onkel.» Die Ferien verbrachte sie jeweils bei ihrer Oma auf dem Dorf, um den Kontakt zur islamischen Kultur nicht zu verlieren. Mit fünfzehn holten ihre Eltern sie zurück. «Das war für mich ein Kulturschock. In Moskau konnte ich in Hosen herumlaufen, war nicht in der engen Mädchenrolle.» Nun durfte sie keine europäische Literatur mehr lesen, keine Videos anschauen, nicht mehr alleine nach draussen gehen. «Mein Vater war ein brutaler Mann: Nicht nach links, nicht nach rechts, nach unten sollst du schauen.» Fatima wollte eine Kunstausbildung machen. Das lag nicht drin. Hebamme oder Lehrerin, das waren Berufe für Frauen. Fatima wurde Hebamme und heiratete. «Frauen heiraten, um in eine bessere Familie zu kommen. Mein Mann war Ingenieur, seine Mutter Historikerin.» Die Heirat war arrangiert. «Du kannst zwischen Zweien wählen. Du nimmst den mit der Brille, weil er intelligenter aussieht.» Doch Fatimas Mann war weniger offen, als sie es sich vorgestellt hatte. «Viele Männer denken, Frauen seien keine Menschen. Die Hälfte der muslimischen Frauen ist krank von all dem Druck. Sie sind wie Maschinen, leben automatisch, lächeln automatisch. Du kannst die ganze Nacht nicht schlafen, weinst. Aber am Morgen stehst du auf, legst Eis auf und bist glücklich. Es ist eine Maske. Aber unter muslimischen Frauen verstehen wir einander. Wir sehen hinter die Maske.»

Fatima arbeitete nach ihrer Heirat weiter als Hebamme, bis das Spital umgebaut wurde. Dann verbot ihr Mann ihr die Weiterarbeit. Er wollte nicht, dass sie nachts arbeitete. Mit dem Einverständnis der Schwiegermutter – ihr Mann war geschäftlich im Ausland – besuchte sie Kurse an der Universität und wurde Kosmetikerin. Später erlaubte ihr Mann ihr stundenweise auf dem neuen Beruf zu arbeiten, weil er das Geld brauchte.

Allein mit den Gefühlen

An ihrem neuen Arbeitsort lernte sie Elif kennen. Elif sagt rückblickend, sie sei schon immer lesbisch gewesen. Ihre Gefühle musste sie verstecken. «Auch wenn es nicht so im Gesetz steht; wenn du lesbisch bist, bist du kriminell. Wir haben ein Clansystem. Du bist immer unter der Kontrolle der Familie. Vater, Bruder, Onkel wissen immer, was du machst.»



Bilder: Anne Buttikofer und Simone Birk

Am 13. September 2003 in Bern

Ihr Vater drängte sie, endlich zu heiraten. Obwohl sie ihr Inneres versteckte, sich äusserlich anpasste, Kleider statt Hosen trug, wurde sie für eine Lesbe gehalten. «Die Leute spürten, dass ich nicht "normal" war. Ich wurde immer wieder gefragt, ob ich verheiratet sei, wieso nicht ...» Andere Lesben kannte sie keine, alle versteckten sich.

Backlash nach Ende der Sowjetzeit

Elif absolvierte das Sportinstitut und schloss mit einem Diplom als Lehrerin und Physiotherapeutin ab. Danach arbeitete sie als Sportlehrerin. Solange ihr Herkunftsland Teil der Sowjetunion war, war die Ausbildung für Mädchen gut. «Damals hatten wir Zugang zu russischer Literatur und zu russischen Übersetzungen internationaler Literatur. Heute wird in der Schule mehr und mehr Literatur in der Landessprache gelesen. Das ist wenig und eng. Das meiste ist religiös.» Mit der Unabhängigkeit von der Sowjetunion gewannen die Islamisten an Macht. Die Situation der Frauen verschlechterte sich zusehends. Eltern begannen, ihren Mädchen das Tragen von Sportkleidung zu verbieten. Mehr und mehr wurde der Sportunterricht zur Farce. Elif konnte nicht mehr arbeiten. Eine Zeit lang blieb sie zu Hause. Dann bewarb sie sich in einem Coiffeursalon. Obwohl sie keine Ausbildung hatte, wurde sie gleich eingestellt. Der Name ihres Bruders öffnete ihr die Türen. Ihr Bruder, ein bekannter Coiffeur, arbeitet in Moskau, weit weg von zu Hause. Auch er lebt homosexuell. Die Eltern wissen nichts davon.

Die schönste und die schwerste Zeit

Vor gut vier Jahren also lernten sich Fatima und Elif bei der Arbeit kennen. «Da fing die schönste und schlimmste Zeit unseres Lebens an. Wir wussten nicht, wie mit unseren Gefühlen umgehen, fürchteten, dass diese sichtbar würden.» Sie verbrachten die Mittagspausen zusammen und lernten sich näher kennen. «Das Wort "Lesbe" gefällt mir nicht», sagt Fatima. «Denn bei uns ist es ein Schimpfwort. Ich wusste nicht, ob ich "heterosexuell" war oder "nicht heterosexuell", ich war nur "Frau".» Sie hatte damals in Moskau davon gelesen, dass es Homosexualität gab, «weit weg in Amerika». Das, was sie nun Elif gegenüber empfand, konnte sie nicht einordnen. «Wir haben einfach etwas gespürt zwischen uns: Liebe. Aber so genau konnten wir das nicht sagen. Wir waren wie im Traum, standen unter Schock, waren unter Druck.» Eines Tages kam die Administratorin zu ihr und warnte sie vor Elif. Vielleicht – ganz leise – sei diese ja lesbisch. Fatima verstand nicht. Sie redete weiter mit Elif, blieb in Kontakt mit ihr. Die Atmosphäre im Salon verschlechterte sich zusehends. Es herrschte dicke Luft. Obwohl sich Fatima

und Elif sehr für das Geschäft engagierten, wurde Elif geschnitten. Die Leute tratschten über sie. Bald wussten alle, auch die Kundinnen und Kunden, von ihrer sexuellen Orientierung. «Dabei tat ich gar nichts. Ich entsprach einfach nicht dem Bild einer islamischen Frau.» Doch weiter zur Arbeit zu gehen, war die einzige Möglichkeit, Fatima zu treffen, die die ganze Zeit über zu ihr hielt.

Grün und blau geschlagen

Fatima spürte den Neid der andern, darauf, dass sie so viele Kundinnen hatte, so gut verdiente. Vielleicht auch aus Neid rief jemand bei ihr zu Hause an und erzählte ihrem Mann, sie habe eine Beziehung zu einer Lesbe. Am nächsten Tag erschien Fatima nicht zur Arbeit. Elif, die nichts von dem Anruf wusste, machte sich Sorgen, ging bei ihr zu Hause vorbei. Dort traf sie Fatima in einem sehr schlechten Zustand. Nach dem Anruf hatte ihr Mann sie die ganze Nacht geschlagen. Er hoffte, so den Namen der Freundin herauszufinden. «Lesbe ist bei uns das Schlimmste. Besser eine Mörderin. Besser eine Prostituierte. Ich hatte solche Angst etwas zu sagen. Die Angst war grösser als der Schmerz. Am Morgen war er müde. Seine Hände waren geschwollen und er sagte, er brauche einen Arzt. Ich war halb tot, aber er ging zum Arzt.» Elif fühlte sich hilflos, stand unter Schock. Sie ging zur Apotheke, kaufte Medikamente, brachte sie Fatima und musste dann wieder zur Arbeit. Die ganze Zeit dachte sie daran, dass sie etwas tun müsste, ohne eine Lösung zu sehen. «Ich wusste einfach, dass ich Fatima retten musste. Ich wusste, das war nur der Anfang, es würde schlimmer werden. Da dachte ich zum ersten Mal an Flucht.»

Fatimas Mann schlug jede Nacht zu. Da er keine Arbeit hatte, konnte er sich tagsüber ausruhen. Dann fing er auch an, den gemeinsamen Sohn zu bearbeiten. Er drohte dem damals zwölfjährigen Knaben, er bekäme Probleme in der Schule, weil seine Mutter lesbisch sei. Der Vater sagte ihm, die Mutter sei krank, pervers, kein Mensch. Er, der Sohn, brauche sie nicht mehr zu achten, könne sie ruhig ansprechen und schlagen. Das Kind hielt trotz allem zu seiner Mutter. Fatimas grösste Angst war, ihr Mann könnte ihren Verwandten etwas erzählen. Sie fürchtete, diese wären ihm noch dankbar, wenn er sie tötete. Während Fatima Nacht für Nacht geschlagen wurde, versuchte Elif vergeblich, Visa für die USA zu bekommen. In der Not fragte Elif all ihre Bekannten nach möglichen Urlaubsorten. Sie erzählte, sie müsse sich dringend erholen und wolle dazu ins Ausland fahren. Ein Kunde, dessen Vater ein Reisebüro führte, besorgte ihnen schliesslich Visa für die Schweiz, einem ihnen völlig unbekanntem Land.

Flucht in die Schweiz

Bis zum Abflug hatten sie drei Tage Zeit, um ihr Gepäck Stück für Stück an den Arbeitsort zu schaffen. Viel konnten sie nicht mitnehmen, denn niemand durfte etwas merken. Fatimas Sohn hatten sie eingeweiht. Am Abflugtag gingen Fatima und Elif wie immer zur Arbeit. Danach trafen sie sich mit dem Kind und nahmen ein Taxi zum Flughafen. Ohne Zwischenlandung kamen sie in die Schweiz. Sie sprachen kein Wort Deutsch, hatten nur wenig Geld bei sich. Ein Türke, mit dem sie sich verständigen konnten, bot ihnen vorübergehend Unterkunft. Später trafen sie eine ältere türkische Frau. Diese brachte sie zu einem Rechtsanwalt und bot an zu übersetzen. Fatima und Elif sagten, sie seien Schwestern und möchten in der Schweiz bleiben. Der Anwalt machte ihnen die Unmöglichkeit dieses Unterfangens klar. Dann schaute er sie lange an und sagte: «Aber vielleicht seid ihr ja gar keine Schwestern. Dann sieht alles anders aus.» Fatima und Elif besprachen sich auf Russisch, damit die Türkin sie nicht verstand. Fatima wollte sich auf keinen Fall outen. Zu tief sass die Angst. Elif aber sagte der Türkin: «Ja, wir sind keine Schwestern, wir sind ein Paar.» Die Frau war entsetzt, weigerte sich, so etwas zu übersetzen. Elif musste sie überreden. Sie übersetzte dann widerwillig. Der Anwalt sagte, ja, wenn sie ein Paar seien, sehe alles anders aus. Sie bräuchten sich nicht zu schämen, dies zu sagen. Er erklärte ihnen, dass sie Antrag auf politisches Asyl stellen könnten.

Das Asylverfahren

Ihre nächste Station war die Aufnahmeestelle in Kreuzlingen. Die zwölf Tage waren hart. «Wir hatten Angst, sassen zu dritt in einer Ecke. Wir fürchteten uns vor Menschen, die unsere Sprache verstanden.» Nach dem Transfer nach St. Gallen wurden sie getrennt und auf zwei verschiedene Heime aufgeteilt. Fatima und Elif konnten erst wenig deutsch, verstanden den Ablauf nicht. Elif, getrennt von Fatima und deren Sohn, war verzweifelt. Zum Glück fand sie eine Frau, die russisch und deutsch sprach und für sie übersetzen konnte. Die erste Nacht verbrachte sie schlaflos. Am nächsten Tag hatte sie ein Gespräch auf dem Büro. Sie erklärte, dass sie und Fatima als Paar sehr unter der Trennung litten. Es war ihr aber wichtig, dass niemand sonst im Heim davon erfuhr. Nach drei Tagen wurde Platz frei, und Fatima und das Kind konnten das Heim wechseln. Sie waren überglücklich, sich wieder gefunden zu haben.

Die Situation im Heim belastete sie sehr. Viele ihrer Mitbewohner waren Muslime. Sie fragten immer wieder nach den Männern der beiden Frauen. In der Not erfanden Fatima und Elif Lügen. Die Männer im Heim sprachen über sie, machten ihnen den Alltag schwer. Auch von Seiten des Personals fühlten sie sich nicht wirklich akzeptiert, spürten eine versteckte Homophobie. Eines Tages kam Fatimas Sohn vom heiminternen Deutschunterricht und erzählte, dass seine Lehrerin entgegen der Abmachung Fatima vor seiner Klasse

geoutet hatte. Ein anderes Mal versuchte sie, ihn dazu zu bringen, seinem Vater zu schreiben. Dies alles machte Fatima und Elif Angst.

Nicht mehr verstecken

Seit einem Jahr nun wohnen sie in einer eigenen Wohnung auf dem Land. Die Angst, insbesondere vor Menschen aus ihrem Kulturkreis, ist immer noch da. Doch haben sie in der Schweiz Freundinnen gefunden, denen sie vertrauen können. Sie sind froh, sich in diesem Kreis nicht verstecken zu müssen, vertrauen zu können. Einmal so zusammen wohnen und leben zu können, war ihnen unvorstellbar. «Es ist wie im Märchen, ein ganz neues Gefühl.»

Fatima und Elif haben inzwischen eine Anwältin gefunden, die sich für sie einsetzt. Doch einen Asylentscheid haben sie noch nicht. Jetzt, da sie wissen, wie es sich anfühlt «Mensch zu sein», fürchten sie sich vor den Konsequenzen eines negativen Entscheids. Ausgewiesen zu werden, käme für sie einem Todesurteil gleich. Fatimas Sohn ist in der Schweiz gut integriert, hat Freunde gefunden, besucht das Gymnasium. Fatima und Elif würden hier gerne mit ihrem richtigen Namen auftreten, den Namen ihres Herkunftslandes nennen. Doch die Angst sitzt tief. Für viele sind sie immer noch «Schwestern». Fatima bezeichnet ihre Angst als «alte Krankheit». Elif erzählt, wie sie sich letzthin spontan bei jemandem geoutet habe. Erzählt vom Wegfallen einer Last, einer schrecklichen Spannung. Als Elif Fatima von dem spontanen Coming-out erzählte, erlebte auch sie eine Befreiung.

Verena Gassmann

* Namen von der Redaktion geändert

Zur rechtlichen Situation in der Schweiz

In der Schweiz Asyl erhält nur, wer im Herkunftsland vom Staat gezielt verfolgt wurde oder dies zu befürchten hatte. Als Asylgrund gilt Verfolgung aus bestimmten Motiven (z. B. politischer, ethnischer oder religiöser Natur), die eine gewisse Intensität aufweist. Homosexualität als solche ist kein Asylgrund, solange sie nicht zu ernsthaften Nachteilen führt. Verfolgung durch Private, z. B. Familienmitglieder, ist grundsätzlich nicht asylrelevant. Das hat zur Folge, dass viele Frauen, die wegen Gewalt und Todesdrohungen männlicher Verwandter geflüchtet sind, in der Schweiz lediglich eine vorläufige Aufnahme erhalten: ein prekärer, instabiler Status. Doch die Rechtsprechung zur geschlechtsspezifischen Verfolgung ist – jedenfalls im übrigen Europa – in Bewegung geraten, was auch für asylsuchende Lesben in der Schweiz eine Änderung erhoffen lässt.

Carola Reetz, Rechtsanwältin



